

Grenzen des Sozialen

Kommunikation mit
nicht-menschlichen Akteuren
in der Vormoderne

Herausgegeben von
Matthias Pohlig
und Barbara Schlieben

WALLSTEIN VERLAG

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2022

www.wallstein-verlag.de

Vom Verlag gesetzt aus der Stempel Garamond und der Myriad Pro
Umschlaggestaltung: Susanne Gerhards, Düsseldorf
unter Verwendung von: Jan Siberecht, Sankt Franziskus predigt zu den
Tieren, 1666, via wikimedia commons, gemeinfrei.
Druck und Verarbeitung: Hubert & Co, Göttingen
Lithografien: SchwabScantechnik, Göttingen

ISBN 978-3-8353-5235-3

Inhalt

| | |
|---|-----|
| Vorwort | 7 |
| Matthias Pohlig und Barbara Schlieben Das vormoderne Soziale neu denken: Ein Vorschlag | 9 |
| Gesa Lindemann Die methodische Funktion der sozialen Unentschiedenheitsrelation für die Analyse der Grenzen des Sozialen | 27 |
| Florian Muhle Adressabilität und Gesellschaft. Kommunikationstheoretische Überlegungen zur Bestimmung der Grenzen des Sozialen | 51 |
| Stefan Willer Hirten. Bukolische Kommunikationen (mit Huftieren) | 73 |
| Nadir Weber »Ho loo, Ho loo, Ho loolooo!« Interspezifische Kommunikation im Kontext der höfischen Jagd | 99 |
| Isabelle Schürch Und sie kommunizieren doch! Eine Annäherung an das Problem spätmittelalterlicher Reiter, aufrecht auf dem Pferderücken zu bleiben | 123 |
| Matthias Pohlig Mit Menschen kommunizieren. Gott als sozialer Akteur und die Grenzen der frühneuzeitlichen Gesellschaft | 145 |
| Anja Rathmann-Lutz Von Drachen und Riesen – Körpergrenzen des Sozialen? | 169 |
| Bernd Roling Schlafwandler und Werwölfe. Frühneuzeitliche Konfrontationen mit dem Menschen außer sich | 185 |

| | |
|--|-----|
| Barbara Schlieben Grenzen des Sozialen in »Causae et Curae« der Hildegard von Bingen | 211 |
| Ludolf Kuchenbuch »Omnis creatura in homine est«. Was kommt mit der Entgrenzung des alteuropäischen Hominozentrismus mittels postmoderner Theorien des Sozialen? | 241 |

»Ho loo, Ho loo, Ho loololoo!«

Interspezifische Kommunikation im Kontext der höfischen Jagd

»Die Frage ist nicht: Können sie *denken*?, noch: Können sie *sprechen*?, sondern: Können sie *leiden*?«¹ Mit diesen in einer Fußnote versteckten Worten verteidigte der englische Philosoph und Sozialreformer Jeremy Bentham (1748-1832) im Jahr der Französischen Revolution das Recht auch von empfindsamen nicht-menschlichen Wesen auf ein leidensfreies Leben. Der Begründer des klassischen Utilitarismus wandte sich damit gegen eine mit dem Namen des französischen Philosophen René Descartes (1596-1650) verbundene Tradition, die aufgrund der angeblichen Denkfähigkeit von Tieren eine scharfe Linie zwischen Menschen und allen Nicht-Menschen zog: Tiere waren demnach nicht viel mehr als seelenlose Automaten und konnten so auch ruhigen Gewissens getötet oder für wissenschaftliche Versuche verwendet werden. Bereits unter Descartes' Zeitgenossen war diese Position freilich umstritten und wurde dann insbesondere von den Sensualisten des späten 17. und 18. Jahrhunderts zurückgewiesen.² Auch die von Bentham als tierethisch irrelevant verworfene Frage, ob Tiere »sprechen« könnten, hatte bereits in der Frühen Neuzeit Anlass zu gelehrten Debatten gegeben. Die bekannteste Gegenposition zum anthropologischen Differentialismus war bereits um 1580 vom skeptischen Essayisten Michel de Montaigne (1533-1592) formuliert worden: War es nicht möglich, ja höchst wahrscheinlich, dass Tiere ebenfalls denken und miteinander kommunizieren konnten? Montaigne führte in seiner

- 1 Jeremy Bentham: Eine Einführung in die Prinzipien der Moral und der Gesetzgebung (1789); zit. nach: Texte zur Tiertheorie, hg. von Roland Borgards, Esther Köhring und Alexander Kling, Stuttgart 2015, S. 65 (Hervorhebung im Original). – Der vorliegende Beitrag entstand im Rahmen des Forschungsprojekts »Falken in der Höfischen Gesellschaft: Interspezifische Interaktionen und symbolische Repräsentation von Königsherrschaft in Europa (17. und 18. Jahrhundert)«, das vom Schweizerischen Nationalfonds gefördert wird (SNSF Ambizione, Projekt Nr. 179935). Die Literaturnachweise sind aufgrund der beschränkten Seitenzahl knappgehalten.
- 2 Zu den Debatten siehe Markus Wild: Die anthropologische Differenz. Der Geist der Tiere in der frühen Neuzeit bei Montaigne, Descartes und Hume, Berlin/New York 2006.

»Apologie über Raymond Sebond« Beispiele an, bei denen sich Menschen und Tiere oder verschiedene Tiere untereinander durchaus verstanden, ohne dieselben Worte zu verwenden. So würden Pferde verstehen, dass bellende Hunde zornig seien, und auch stumme Tiere könnten sich anderen gegenüber äußern: »Ihre Bewegungen sind es, durch die sie zueinander reden und sich ihre Gedanken mitteilen.«³ Kommunikation über die Artengrenzen hinweg war also möglich und wurde – so Montaigne – von den Menschen seit jeher praktiziert:

Auf wie vielerlei Art reden wir beispielsweise mit unsren Hunden – und sie antworten uns! In einer wiederum anderen Sprache als mit ihnen unterhalten wir uns mit den Vögeln, den Schweinen, den Ochsen und den Pferden; wir rufen sie mit andern Namen und wechseln je nach Gattung unsre Redeweise.⁴

In seinem berühmten Essai rekurrierte Montaigne auch wiederholt auf Jagdtiere, um seine These von der Wesensnähe zwischen Menschen und Tieren zu unterstreichen. Wie die Menschen würden auch verschiedene Tiere aufeinander Jagd machen und dabei teilweise ähnliche »Listen« verwenden. Jagdhunde seien dabei beobachtet worden, wie sie sich im Schlaf ähnlich bewegten und bellten wie während der Jagd – was beweise, dass auch Tiere träumen und sich abwesende Dinge vorstellen könnten. In der zeitgenössischen sozialen Praxis der Jagd sah der Autor schließlich eine faktische Anerkennung der tierlichen Jagdhelfer als soziale Mitwesen: »Bei der Jagd teilen wir wie Anstrengung auch Gewandtheit so auch die Beute mit unsern Hunden und Beizvögeln.«⁵

Montaignes Beobachtungen sollen hier als Ausgangspunkt dafür dienen, um den Fragen näher nachzugehen, wie genau Menschen der Frühen Neuzeit mit Hunden und Vögeln »sprachen« und sie in der Jagdpraxis und darüber hinaus als Teil des Sozialen anerkannten. Konkret werden die Praktiken artenübergreifender Kommunikation mit Hunden und Falken im Kontext der höfischen Jagd im Frankreich des »Grand Siècle« (1610–1715) genauer in den Blick gerückt. In einem ersten Schritt wird skizziert, wie sich Montaignes Beobachtungen unter Zuhilfenahme von Konzepten aus der Soziologie, der Human-

3 Michel de Montaigne: Apologie für Raimond Sebond (1580), in: ders., *Essais*, hg. von Hans Magnus Enzensberger und übers. von Hans Stille, Frankfurt a.M. 1998, S. 217–300; hier S. 224.

4 Ebd., S. 226.

5 Ebd., S. 228.

Animal Studies und der Zoosemiotik als Phänomene »interspezifischer Kommunikation« und »humanimaler Sozialität« analytisch systematisieren lassen. Anschließend wird die Organisation und Praxis der Jagd im Kontext des französischen Königshofes kurz vorgestellt, vor deren Hintergrund die daraufhin näher ausgewerteten Jagd- und Falknereitraktate mehrheitlich entstanden. Am Beispiel von Jagdhunden und Falken werden sich Konvergenzen, aber auch Differenzen in der Kommunikation von Menschen mit anderen Tieren zeigen. Diese Differenzen verweisen neben ethologischen Unterschieden auch auf unterschiedliche Grade der sozialen Integration von Tieren in die frühneuzeitliche Gesellschaft.

I. Tiere, Sozialität und interspezifische Kommunikation

Betrachten wir soziale Systeme mit Niklas Luhmann als Ergebnis von »Kommunikationen«,⁶ dann spricht einiges dafür, auch Tiere als gesellschaftliche Akteure mit zu berücksichtigen. So hat vor einigen Jahren der Soziologe Rainer E. Wiedenmann ein kommunikationstheoretisch fundiertes Mehrebenenmodell »humanimalischer Sozialität« entworfen, das sich auch für die Frühe Neuzeit als anschlussfähig erweist.⁷ Wiedenmann unterscheidet dabei eine primärsoziale Ebene, auf welcher Tiere als kommunizierende Mitwesen an Interaktionsprozessen teilhaben, und eine sekundärsoziale Ebene, auf der Menschen über Tiere kommunizieren, etwa als Gegenstand ethischer Diskurse. Hinzugefügt werden könnte hier noch eine Zwischenebene, auf der lebende Tiere als Medien zwischenmenschlicher Kommunikation fungieren, etwa als diplomatische Geschenke oder als Repräsentanten des Besitzers auf der Rennstrecke. Solche Kommunikation findet auf der

6 Vgl. Niklas Luhmann: Die Gesellschaft der Gesellschaft, Frankfurt a.M. 1997 (2 Bde.); zum Kommunikationsbegriff, verstanden als Einheit und zugleich Differenz von Information, Mitteilung und Verstehen, insbes. Bd. 1, S. 190f.

7 Rainer E. Wiedenmann: Tiere, Moral und Gesellschaft. Elemente und Ebenen humanimalischer Sozialität, Wiesbaden 2009. Wiedemanns Studie beinhaltet auch Fallstudien zur Tiermoral in der Frühen Neuzeit. Zur Übertragung dieses Sozialitätsmodells auf die höfische Gesellschaft s. auch Nadir Weber: Das Bestiarium des Duc de Saint-Simon. Zur »humanimalen Sozialität« am französischen Königshof um 1700, in: Zeitschrift für Historische Forschung 43, 2016, S. 27-59. Ich bevorzuge in Anlehnung an den Begriffsgebrauch in den angelsächsischen Human-Animal Studies das Adjektiv »humanimal«.

sekundärsozialen Ebene statt, ist jedoch an die Interaktionsebene mit all ihren kontingenten Unabwägbarkeiten zurückgekoppelt.⁸

In bestimmten Interaktionszusammenhängen sind und waren Tiere wie selbstverständlich Teil des Sozialen. Begleittieren wird von Menschen im Alltag etwa durchaus »Du-Evidenz« im Sinne von Martin Buber oder »Adressabilität« im Sinne von Luhmann, Peter Fuchs und zuletzt Florian Muhle zugesprochen: Sie erhalten individuelle Namen und werden nicht nur regelmäßig gefüttert, sondern erfahren auch emotionale Zuwendung und werden nach ihrem Ableben betrauert. Wenngleich hier das Medium der Sprache als verbindendes Medium der Bedeutungsklä rung fehlt, was das Problem der »doppelten Kontingenz« verschärft, so lassen sich doch mehrstufige Interaktionssequenzen – etwa zwischen Reiter:in und Pferd – als sinnhaft beschreiben in dem Sinne, dass eine stille wechselseitige Übereinkunft über Erwartungen bezüglich Anschluss handlungen entsteht.⁹ Dass solche Kooperation über Artengrenzen hinweg möglich ist, konnten gerade Menschen der Frühen Neuzeit in verschiedensten sozialen Kontexten täglich beobachten.

Ob Tiere oder mensch-tierliche Kommunikationen auch als Teil komplexerer Sozialsysteme begriffen werden können oder doch eher (strukturell gekoppelten) Umwelten zugerechnet werden müssen, ist letztlich eine Definitionsfrage. Zweifellos ergeben sich aber auf dieser Ebene gewisse Grenzen der Teilhabe. So verwenden und verwendeten nicht-menschliche Wesen in aller Regel keine Sekundärmedien wie Schrift oder Bilder zur Kommunikation; ebenso kann ein Bewusstsein um systemspezifische Codes oder Mitgliedsrollen schwerlich nachgewiesen werden. Andererseits ist klar, dass – wie von Wiedenmann ausgeführt – Tiere ebenfalls Gegenstand der Kommunikation in Teilsystemen wie Wirtschaft, Recht oder Kunst sein können (sekundärsoziale Ebene). Zudem war das Funktionieren von komplexeren sozialen Systemen über lange Strecken der Geschichte auf das Mitwirken von Tieren angewiesen. Mit Blick etwa auf das Kriegs- und Transportwe-

8 Vgl. Nadir Weber: *Lebende Geschenke. Tiere als Medien der frühneuzeitlichen Diplomatie*, in: *Medien der Außenbeziehungen von der Antike bis zur Gegenwart*, hg. von Peter Hoeres und Anuschka Tischer, Köln/Weimar/Wien 2017, S. 160-180 und demnächst Christian Jaser/Nadir Weber: *Einleitung. Tiere als Medien und Agenten der Statuskonkurrenz*, in: *Konkurrenzen in der Frühen Neuzeit*, hg. von Franziska Neumann, Jorun Poettering und Hillard von Thiessen, Köln (ca. 2023).

9 Wiedenmann spricht hier von »Verbundhandlungen« oder »joint acts«; vgl. Wiedenmann: *Tiere (Anm. 7)*, S. 211. Zum Konzept der »Adressabilität« s. den Beitrag von Florian Muhle in diesem Band.

sen sowie die landwirtschaftliche Produktion ist es deshalb nicht so abwegig, die Vormoderne als »Pferdezeitalter« zu beschreiben.¹⁰

Im noch immer relativ jungen Forschungsfeld der Tiergeschichte bzw. der historischen Human-Animal Studies spielen solche Fragen nach der sich wandelnden praktischen und symbolischen Bedeutung von bestimmten Tierarten in Gesellschaften der Vergangenheit eine zentrale Rolle.¹¹ Der praxeologische Zugang, wie er dem Ansatz einer »Animate History« zugrunde liegt, hat sich als besonders fruchtbar erwiesen, um die sich verändernden Modalitäten der Interaktion zwischen Menschen und bestimmten Tieren zu ergründen.¹² Bisher wurde dies jedoch eher selten unter einem explizit kommunikationsgeschichtlichen Gesichtspunkt getan,¹³ obgleich sich etwa interessante Berührungs- und Anknüpfungspunkte zu neueren historischen Forschungen zu menschlicher Interaktion und Körpergeschichte in der Frühen Neuzeit ergeben. So hat Rudolf Schlögl im Rahmen seiner Forschungen zur »Vergesellschaftung unter Anwesenden« aufgezeigt, dass im weiterhin ordnungsstiftenden Face-to-face-Kontakt nonverbale Zeichen wie die Mimik, die Kleidung, die Art des Gehens oder gar der Geruch eine entscheidende Rolle spielten. Interaktion erweist sich also als synästhetisches, das heißt alle Sinne miteinbeziehendes Geschehen, das nicht ohne Bedeutungsverlust in Sprache übersetzbar ist.¹⁴ Es spricht also aus theoretischen Gründen wenig dagegen, auch mitanwesende Tiere als Teil von solchen sozialen Formationen unter

- 10 Vgl. Reinhart Koselleck: Das Ende des Pferdezeitalters, in: Süddeutsche Zeitung, 25.9.2003, S. 18 und darauf aufbauend Ulrich Raulff: Das letzte Jahrhundert der Pferde. Geschichte einer Trennung, München 2015. Zur Bedeutung von Pferden in der Frühen Neuzeit siehe Daniel Roche: La culture équestre occidentale, XVI^e-XIX^e siècle, Paris 2008-2013 (3 Bde.).
- 11 Siehe nun, den aktuellen Stand der Debatte synthetisierend, Brett Mizelle/Mieke Roscher/André Krebber (Hg.): Handbook of Historical Animal Studies, Berlin/Boston 2021.
- 12 Vgl. Gesine Krüger/Aline Steinbrecher/Clemens Wischermann: *Animate History*. Zugänge und Konzepte einer Geschichte zwischen Menschen und Tieren, in: Tiere und Geschichte. Konturen einer *Animate History*, hg. von dens., Stuttgart 2015, S. 9-33.
- 13 Im Band von Sarah Cockram/Andrew Wells (Hg.): *Interspecies Interactions. Animals and Humans between the Middle Ages and Modernity*, London/New York 2017, wird dies in der Einleitung zwar programmatisch angekündigt, in den Beiträgen aber nicht umgesetzt.
- 14 Vgl. Rudolf Schlögl: *Anwesende und Abwesende. Grundriss für eine Gesellschaftsgeschichte der Frühen Neuzeit*, Konstanz 2014; hier insbes. S. 56. Zu den Charakteristika von Interaktionssystemen s. allgemein André Kieserling: *Kommunikation unter Anwesenden. Studien über Interaktionssysteme*, Frankfurt a.M. 1999.

Bedingungen der Anwesenheitskommunikation aufzufassen, sofern ihr Verhalten im Blick der Beobachter »einen Unterschied« machte.

Interaktionssysteme in diesem Sinne – und damit auch die darin stattfindende Kommunikation – sind jedoch immer noch stark von den Menschen aus gedacht. Um einen neutraleren Standpunkt zu gewinnen, lässt sich grundsätzlich danach fragen, unter welchen Bedingungen Kommunikation über die Artengrenzen hinweg möglich ist – auch ohne die Teilnahme von Menschen. In seinem Entwurf einer »Zoosemiotik« hat der Sprachwissenschaftler Thomas A. Sebeok angeregt, zwischen »intraspezifischer« und »interspezifischer« Kommunikation zu unterscheiden. Für das Überleben in Ökosystemen seien alle Lebewesen darauf angewiesen, auf die eine oder andere Art mit den anderen Spezies auszukommen und deren Verhalten zu deuten. Dies setze die Fähigkeit, andere »Codes« zu erkennen bzw. neue Codes in der Interaktion zu etablieren, voraus, woraus interspezifische semiotische Beziehungen oder »interspezifische Kommunikationssysteme« entstehen.¹⁵

Die Verwendung von Lauten ist dabei nur eine Möglichkeit unter vielen, Angehörige anderer Arten zu adressieren. Wie die zoologische Verhaltenswissenschaft seit Langem aufgezeigt hat, können gewisse akustische, optische, taktile, olfaktorische oder gar elektrische Signale bei Tieren tatsächlich primär darauf ausgerichtet sein, von artfremden Lebewesen im selben Ökosystem in einer Weise interpretiert werden, die das gewünschte Verhalten auslöst – von der Kooperation in der Nahrungssuche bis hin zur Flucht.¹⁶ Insbesondere zwischen verschiedenen Wirbeltieren – zu denen auch der Mensch gehört – kann eine wechselseitige Fähigkeit, Emotionen oder bewusste Verhaltensaussäuerungen »zu lesen«, beobachtet werden. Dieses geteilte »Wirbeltierprogramm« stellte womöglich die entscheidende Voraussetzung dafür

15 Vgl. Thomas A. Sebeok: »Talking with Animals«. *Zoosemiotics Explained* (1990); wieder abgedr. in: *Readings in Zoosemiotics. Semiotics, Communication and Cognition*, hg. von Timo Maran, Dario Martinelli und Aleksei Turovski, Berlin/Boston 2011, S. 87-94; hier S. 88. Siehe zudem Timon Maran/Dario Martinelli/Aleksei Turovski: *Readings in Zoosemiotics*, in: ebd., S. 1-20; hier insbes. S. 2 sowie Gisela Håkansson/Jennie Westander: *Communication in Humans and Other Animals*, Amsterdam/Philadelphia 2013; hier insbes. S. 1-22.

16 Vgl. Adrian M. Wenner: *The Study of Animal Communication. An Overview* (1969), wieder abgedr. in: *Readings in Zoosemiotics. Semiotics, Communication and Cognition*, hg. von Timo Maran, Dario Martinelli und Aleksei Turovski, Berlin/Boston 2011, S. 111-122; hier insbes. S. 114f.

dar, dass Prozesse der »Domestikation« bzw. einer intensivierten »Koevolution« von menschlichen und nicht-menschlichen Populationen überhaupt erst stattfinden konnten.¹⁷

Das Konzept der »interspezifischen Kommunikation« mit seiner Typologie verschiedener sinnesbasierter Übertragungsmedien erlaubt es also, Kommunikation von der Problematik aus zu denken, wie Lebewesen, die die Welt kognitiv unterschiedlich repräsentieren und auf andere Reize reagieren, miteinander sinnhaft interagieren können. Es geht dabei nicht mehr nur um die Frage, ob Tiere auch Elemente menschlicher Kommunikationscodes erlernen können, sondern auch darum, »die Potentiale für mensch-tierliche hybride Gemeinschaften zu erforschen.«¹⁸ Der Mensch erscheint dann nicht mehr per se als der einzige aktive Part, der Tiere zähmt, domestiziert oder dressiert. Vielmehr muss er sich auch auf das Kommunikationsrepertoire der anderen Arten einlassen, um von diesen wahrgenommen zu werden, woraus neue, jeweils für sich auch zeit- und ortsspezifische Formen der interspezifischen Kommunikation entstehen können, die von allen neu eintretenden Teilnehmer:innen wieder erlernt werden müssen. Im Folgenden soll dies in Bezug auf ein bestimmtes soziales Setting genauer untersucht werden: den »Kommunikationsraum« des frühneuzeitlichen Fürstenhofes.¹⁹

- 17 Siehe Wiedenmann: Tiere (Anm. 7), S. 204, mit Verweis auf die Verhaltenssoziologie von Walter L. Bühl. Zur Geschichte des Domestikationskonzepts und der damit bezeichneten Praktiken siehe insbes. Jean-Pierre Digard: *L'homme et les animaux domestiques. Anthropologie d'une passion*, 2. Aufl., Paris 2009; zu Koevolution als geschichtswissenschaftliches Konzept: Edmund Russell: *Coevolutionary History*, in: *The American Historical Review* 119, 2014, S. 1514-1528.
- 18 »[...] interspecific communication experiments are not only investigating the ability of non-human animals to acquire human language. They also explore the potentials of human-animal hybrid communities.« Timo Maran/Dario Martinelli/Aleksei Turovski: Introduction (zum Kapitel »Human(itie)s, Animals and Contemporary Zoosemiotics«), in: *Readings in Zoosemiotics. Semiotics, Communication and Cognition*, hg. von Timo Maran, Dario Martinelli und Aleksei Turovski, Berlin/Boston 2011, S. 335-341; zit. S. 339.
- 19 Vgl. Rudolf Schlögl: Der frühneuzeitliche Hof als Kommunikationsraum. Interaktionstheoretische Perspektiven der Forschung, in: *Geschichte und Systemtheorie. Exemplarische Fallstudien*, hg. von Frank Becker, Frankfurt a.M./New York 2004, S. 185-225 und – darauf aufbauend – ders.: *Anwesende und Abwesende* (Anm. 14), S. 247-282.

II. Tierpräsenz und Jagdpraktiken am französischen Königshof

Die Residenzen der französischen Könige und ihre umliegenden Gebäude und Gärten lassen sich auch als künstliche Ökosysteme beschreiben, die von einer besonderen Dichte interspezifischer Interaktionen geprägt waren.²⁰ Zahllose Reit- und Kutschenpferde, Schoß- und Jagdhunde, Greifvögel und Tauben, Schafe und Hühner, Fasane und Hirsche, aber auch Maulwürfe und Ratten sowie bisweilen Elefanten und Tiger lebten hier in eigens für sie eingerichteten Gebäuden, umzäunten Parks oder auch den Gemächern der Schlösser. Die Angehörigen des Hofes waren es entsprechend gewohnt, eng mit Tieren zusammenzuleben. Bei einigen fürstlichen Ämtern wie den Reitmeistern, Hundeführern, Fasanenmeistern oder Fuchs- oder Maulwurfjägern waren die interspezifischen Interaktionen so gleichsam ins Metier eingeschrieben. Für Hofadlige gehörte – wie an anderen europäischen Höfen – neben der Basiskompetenz des Pferdereitens zumindest ein Grundverständnis im Umgang mit Hunden und Falken zu den erwarteten Kenntnissen. Tiere waren deshalb in die soziale Figuration des Fürstenhofes eng eingebunden.²¹

Die Jagd hatte einen besonderen Stellenwert in der fürstlichen Repräsentation, aber auch in der Organisation und Raumgestaltung des Hoflebens. Während Höfe, die wie jener des Kaisers in Wien ihren Schwerpunkt in Stadtresidenzen hatten, von Frühling bis in den Herbst temporär in Jagdschlösser in der Umgebung zogen, verlagerte sich der soziale Schwerpunkt des französischen im Verlauf des 17. Jahrhunderts zusehends und schließlich ab 1682 permanent ins Jagdgebiet. Im seit dem ersten Bau des königlichen Jagdschlusses 1623 stets expandierenden »Grand Parc« von Versailles wurden Rot- und Damhirsche, Rehe und Wildschweine, aber auch Fasane, Reiher und

20 In diese Richtung argumentiert Grégory Quenet: *Versailles, une histoire naturelle*, Paris 2015, allerdings nur in Bezug auf den Park.

21 Vgl. Weber: *Bestiarium* (Anm. 7), mit Bezug auf Nobert Elias. Zu Tieren am französischen Hof sind in den letzten Jahren mehrere Studien erschienen; s. insbes. Nicolas Milovanovic: *La princesse Palatine, protectrice des animaux*, Versailles 2012; William Ritchey Newton: *Les chevaux et les chiens du roi à Versailles au XVIII^e siècle. La Grande et la Petite Écurie, les Écuries de la reine, le Grand Chenil et la Louveterie*, Paris 2015; Joan Pieragnoli: *La cour de France et ses animaux, XVI^e-XVII^e siècles*, Paris 2016; ders.: *Le prince et les animaux. Une histoire zoologique de la cour de Versailles au siècle des Lumières (1715-1792)*, Brüssel 2021. Für eine europäisch-vergleichende Perspektive s. Mark Hengerer/Nadir Weber (Hg.): *Animals and Courts. Europe, c. 1200-1800*, Berlin/Boston 2020.

Milane unter der Aufsicht von Spezialisten aufgezogen oder von anderen Residenzen herbeigeschafft, um den ständigen Jagdhunger der Monarchen und ihres Hofes zu sättigen. Ende des 17. Jahrhunderts war König Ludwig XIV. (1638-1715) etwa jeden zweiten Tag auf der Jagd; wenn wir berücksichtigen, dass weitere Dynastieangehörige wie der Dauphin oder auch die »princes du sang« eigene Jagdequipagen unterhielten und Jagden abhielten, herrschte eigentlich permanenter Jagdbetrieb.²²

Dabei wurden verschiedene Jagdformen praktiziert. Als besonders repräsentativ galt die berittene Hetzjagd mit großer Hundemeute auf den Hirsch und anderes Rotwild, die »chasse à courre« oder »vénerie«. Diese Jagd folgte einem detaillierten Skript, das von der Auswahl eines bestimmten zu jagenden Tiers bis zum Todesstoß und der anschließenden – von Montaigne erwähnten – Aufteilung der Jagdbeute unter Menschen und Hunden in der Zeremonie der »curée« reichte.²³ Weiterhin hoch im Kurs stand die Beizjagd (»fauconnerie«), insbesondere die Jagd »im hohen Flug« mit Falken auf Reiher und Milane. Einen Bedeutungsgewinn erfuhr in der gleichen Zeit jedoch auch die Pirsch mit der Jagdflinte, die zwar kaum auf höfischen Gemälden abgebildet wurde, sich quantitativ aber in den Jagdstrecken stark niederschlug: An manchen Tagen erlegte König Ludwig XIV. mehrere hundert Fasane und Rebhühner. Daneben wurde auch am französischen Hof gelegentlich die an deutschen Höfen besonders beliebte eingestellte Jagd oder »Tuchjagd« (»chasse à toile«) praktiziert, bei der eine Vielzahl von Wildtieren in einen abgesperrten Bereich getrieben und in diesem von Hofangehörigen mit Gewehren, Knüppeln oder Speißen getötet wurden. Für die Eber- und Wolfsjagd wurden ebenfalls eigene Equipagen – der »vautrait« und die »louveterie« – unterhalten.

Bei all diesen Jagdformen spielten Tiere eine zentrale Rolle, nicht nur als gejagtes Wild, sondern auch in der Rolle als Jagdhelfer. Insbesondere Hunde, Pferde und Greifvögel sowie vereinzelt Kormorane

22 Vgl. Philippe Salvadori: *La chasse sous l’Ancien Régime*, Paris 1996; hier insbes. S. 199-215. Zur Jagd als strukturierendes Moment im Hofkalender vgl. Jeroen Duindam: *Vienna and Versailles. The Courts of Europe’s Dynastic Rivals, 1550-1780*, Cambridge 2003, S. 143-150.

23 Vgl. dazu eingehender auch Maike Schmidt: *Jagd und Herrschaft. Praxis, Akteure und Repräsentationen der höfischen »vénerie« unter Franz I. von Frankreich (1515-1547)*, Trier 2019 und zur Rolle der Hundemeuten: Nadir Weber: *Die Macht der Meuten. Zur politischen Metaphorik jagender Hunde im Umfeld des französischen Königshofes (17. und 18. Jahrhundert)*, in: *Jenseits der Ordnung? Zur Mächtigkeit der Vielen in der Frühen Neuzeit*, hg. von Jan Marco Sawilla und Rudolf Schlögl, Berlin 2019, S. 261-289.

und Geparden wurden am französischen Hof zu Jagdzwecken gehalten. Um 1700 umfassten die königlichen und prinzlichen Meuten in Versailles mehr als 1000 Laufhunde, die Falknerei etwa 300 Beizvögel, dazu kamen Dutzende von Vorstehhunden und speziell trainierten Jagdpferden. Diese Tiere wiederum wurden von Angehörigen der königlichen Jagdadministration in speziellen Gebäuden gepflegt und trainiert. Die Liste der mehrere Hundert Inhaber von höfischen Chargen und Funktionen im Jagdbetrieb reichte vom meist hochadligen »Grand veneur«, »Grand fauconnier« oder »Grand louvetier« bis hinunter zu den »valets de chiens« (Hundeknechten) oder »portes-ducs« (Uhuträgern).²⁴ Hinter den von Höflingen und auswärtigen Beobachtern bestaunten höfischen Jagdereignissen stand also eine komplexe Organisation, die dafür sorgte, dass das Wild zur richtigen Zeit am richtigen Ort war und die tierlichen Helfer die vorgesehene Rolle erfüllten. Einzelne der Spezialisten, die für diese Anlässe zuständig waren, wagten über das Verfassen von Jagdtraktaten auch den Schritt in die druckmediale Öffentlichkeit.

III. Nicht-menschliche Jagdhelfer als interessegeleitete Akteure

Gedruckte Jagd- und Falknereitraktate, die in Frankreich insbesondere im Zeitraum von etwa 1560 bis 1680 florierten, eignen sich besonders als Quelle, um die Praktiken interspezifischer Kommunikation vor und während der Jagd genauer zu beleuchten.²⁵ Sie erlauben es uns zwar nicht, die stets ephemere Kommunikation direkt zu beobachten, geben aber Aufschluss über deren Konzeption sowie die Handlungsregeln, welchen diese folgen sollte. Primäre Adressaten der im Folgenden analysierten hofnahen Traktate waren junge Adlige, die sich auf ein Leben am Hof vorbereiteten, oder Angehörige der Jagdadministration, welche den praktischen Ablauf der Jagd garantieren sollten. Die Bücher wurden aber potenziell von den Souveränen selbst rezipiert,

24 Zu diesen Ämtern und ihren Funktionen siehe insbes. Newton: *Les chevaux et les chiens* (Anm. 21), S. 587-655.

25 Zu den Jagdtraktaten aus dem höfischen Kontext des frühneuzeitlichen Frankreichs s. Salvadori: *La chasse* (Anm. 22), S. 37-66. Zur Falknereiliteratur in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts: Ingrid A. De Smet: *La Fauconnerie à la Renaissance. Le Hieracosophon* (1582-1584) de Jacques Auguste de Thou, Genf 2013, S. 119-159. Die meisten Jagdtraktate entstanden somit vor der Niederlassung des französischen Königshofes in Versailles, doch prägte die dort verschriftlichte Kodifizierung der Jagd die Jagdpraxis bis zum Ende des Ancien Régime maßgeblich.

was sie zu einem Vehikel für höfische Karrieren oder zum Medium der Einflussnahme machen konnte.

Einen Großteil des Inhalts dieser Jagd- und Falknereitraktate machen jeweils die Ausführungen zu den tierlichen Jagdhelfer:innen²⁶ aus: Beschreibungen der Vorzüge von verschiedenen Hunderassen und Falkenarten; Ratschläge für deren Unterbringung und medizinische Behandlung; ausführliche Anweisungen zur Abrichtung respektive Erziehung für Jagd Zwecke sowie detaillierte Angaben zur Verhaltenssteuerung bei der Jagd selbst. Hunde und Falken wurden dabei meist implizit und teils auch explizit als handlungs- und kommunikationsfähige Akteure aufgefasst. So schloss die Diskussion der Eigenschaften von verschiedenen Hunde- und Falkenarten neben den äußeren Merkmalen auch Verhaltensweisen mit ein. Dabei wurde konzediert, dass die einzelnen Tiere sich in ihrem ›Temperament‹ unterscheiden konnten. Anthropogene Kategorien wie Mut, Angst oder Vorsicht wurden dabei zur Unterscheidung von Charaktereigenschaften einzelner ›Rassen‹ bzw. Sorten oder Individuen von Jagdtieren verwendet. Hunde, die für die Wolfsjagd verwendet wurden, mussten etwa »von außerordentlich kühner Natur« sein, so der erfahrene königliche »lieutenant de la louvererie« Robert de Salnove (1597-1670) in seinem 1665 publizierten Traktat »La vénerie royale«. Denn die meisten Hunde würden sich aus »Furcht« (»crainte«) vor dem Wolf hinter dem Pferd oder Jäger verstecken. Wenn man über eine »Rasse« Hunde verfüge, die sich für die Wolfsjagd eigneten, müsse man diese daher mit großem Bedacht erhalten.²⁷

In Bezug auf die Motivation der tierlichen Helfer fand ebenfalls eine assimilatorische Sprache Verwendung. Die Hunde, so Salnove, »jagen für ihr Vergnügen und ihr Interesse«. Damit rekurrierte er auf ein Konzept, das im politischen Diskurs der Zeit Hochkonjunktur

26 In der Falknerei wurden weibliche Falken bevorzugt, bei anderen Jagdformen dürfte das Geschlechterverhältnis bei den Tieren ungefähr ausgeglichen gewesen sein. Wenn hier meist das generische Maskulinum verwendet wird, bezieht sich dieses entsprechend nicht auf das Geschlecht der einzelnen Tiere. Zu den geschlechtergeschichtlichen Aspekten der Jagd, einschließlich des Geschlechts der Jagdtiere, vgl. demnächst die aus der Tagung »Hunting Troubles. Gender and its Intersections in the Cultural History of the Hunt« (Bremen, 12.-14. 5. 2022, organisiert von Laura Beck und Maurice Saß) hervorgehenden Beiträge.

27 »Il faut que les chiens-courans pour chasser le Loup soient d'une nature extraordinairement hardie [...]; c'est pourquoi quand l'on est bien en race de chiens pour Loup, il faut la conserver avec grand soin.« Robert de Salnove: *La Vénerie Royale, divisée en IV parties* [...], Paris 1665, S. 255.

hatte.²⁸ Zwar unterstellte der Jäger seinen Hunden keine längerfristigen Machtambitionen, zeigte sich aber überzeugt, dass sie ihre eigenen Bedürfnisse kannten und Kosten und Nutzen der Kooperation mit Menschen abwägen konnten. Gemäß Salnove war es daher mit Blick auf künftige Jagden absolut notwendig, der Meute nach erfolgreicher Jagd jeweils einen Anteil am erlegten Wild – die »curée« – zuzugestehen.²⁹ Auch Falken übten gemäß dem provenzalischen Adligen und »gentilhomme de la fauconnerie du roi« Charles d’Arcussia (1554–1628) ihre Rolle als Jagdhelfer vor allem aus Interesse aus. Dabei stand die Belohnung in Form von frischem Tauben- oder Hühnerfleisch (französisch ebenfalls »curée« genannt, deutsch »Atzung«), die sie bei der Rückkehr auf die Faust des Falkners erwartete, als handlungsmotivierendes Element im Vordergrund.³⁰

Die kognitiven Fähigkeiten »ihrer« Tiere schätzten die Traktatschreiber damit im Allgemeinen hoch ein. Auch Erinnerungsfähigkeit, Kombinationsgaben und Entscheidungsvermögen wurden Hunden und Falken zugesprochen. Charles d’Arcussia, der noch ein Zeitgenosse Montaignes war und in seinen Schriften vereinzelt auch direkt auf diesen Bezug nahm,³¹ brachte seine Beobachtungen zum Verhalten von Vorstehhunden in der Falknerei gar explizit in Gegensatz zu differentialistischen Positionen zum Mensch-Tier-Verhältnis in Stellung: »Es gibt Hunde, denen allein die Sprache fehlt, und die Vernunft besitzen, was immer auch die Philosophen sagen mögen.«³² Bei Falken beobachtete er zudem mit Verweis auf ein Individuum, das seine Beute vor dem Falkner versteckt hatte, »den freien Willen, zu tun

28 Vgl. Ernst Wolfgang Orth/Jörg Fisch/Reinhart Koselleck: Art. Interesse, in: *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, hg. von Otto Brunner, Werner Conze und Reinhart Koselleck, Stuttgart 1982, Bd. 3, S. 305–365.

29 »[...] les chiens chassent pour leur plaisir & leur interest.« Salnove: *Vénerie Royale* (Anm. 27), S. 57.

30 Charles d’Arcussia: *La Fauconnerie de Charles d’Arcussia de Capré, seigneur d’Esparron, divisée en cinq parties*, Paris 1615 (erste Auflage Aix, 1598), S. 187–189. Zur Biographie von Charles d’Arcussia siehe Augustin Roux: *Un gentilhomme campagnard actif. Charles d’Arcussia-Esparron (1554–1628)*, Aix-en-Provence 1992 (*Mémoires de l’Académie des sciences, agriculture, arts & belles-lettres d’Aix, nouvelle série*, Bd. 5).

31 Vgl. d’Arcussia: *La Fauconnerie* (Anm. 30), S. 280f.

32 »Il y a des chiens auxquels il ne manque que la parole, & qui ont de la raison, quoy que disent les Philosophes.« Charles d’Arcussia: *La conférence des fauconniers*, in: ders., *La Fauconnerie de Charles d’Arcussia [...]*, Rouen 1644 (erweiterte Ausgabe), S. 35.

oder nicht zu tun, und Mittel zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse zu erfinden – eine Sache, die wir täglich beobachten können.«³³

Wer Hunde und Falken als Jagdhelfer einspannen wollte, konnte also auf deren Lernfähigkeit und beachtlichen kognitiven und körperlichen Fähigkeiten aufbauen. Im Idealfall wurden die Tiere so zu »intelligenten Waffen«, die fliehendes Wild aufspüren, zu Boden und in der Luft verfolgen und schließlich immobilisieren oder töten konnten.³⁴ Die tierliche Agency bedeutete aber auch Eigensinn, der sich unter Umständen gegen die Intentionen der Jagdherren und ihrer Bediensteten richten konnte. Um wünschenswertes Verhalten zu fördern, wurde in beiden Fällen vor allem mit Methoden der »positiven Verstärkung« gearbeitet, das heißt kooperatives Verhalten wurde so lange belohnt, bis es regelmäßig gezeigt wurde.³⁵ Außerdem setzten die Jagdexperten auf das Lernen durch Nachahmung von Artgenossen, insbesondere bei den soziablen Hunden, die mit Leinen an erfahrenere Artgenossen gebunden und schließlich zu einem Teil des Kollektivakteurs »Meute« wurden, aber auch bei den Falken, die ebenfalls in Kompagnie zu jagen lernten. Über das Spiel mit den Interessen der Tiere und das Vertrauen auf intraspezifisches Lernen hinaus mussten aber auch kommunikative Codes etabliert werden, um ihr Verhalten variabler zu modulieren und sie im Jagdgeschehen zu lenken. Dies konnte nur gelingen, wenn die Hunde und Falken als Gegenüber adressiert wurden.

IV. Alte Vertraute: Kommunikation mit Jagdhunden

Dass selbst der Falkner Charles d’Arcussia die »Vernunft« der Hunde betonte, verweist auf ein besonders enges interspezifisches Beziehungsverhältnis. Dieses hatte sich über Jahrtausende engster Koevolution entwickelt, die sowohl Menschen wie Wölfe veränderte, und er-

- 33 »Comme les oyseaux ont l’usage de raison« – »Bref, ils ont leur volonté libre de faire ou ne faire pas, & d’inventer des remedes propres à leur necessitez, chose que nous voyons iournellement«. Charles d’Arcussia: *Lettres de Philoierax à Philofalco ou sont contenus les maladies des oyseaux, & les remedes pour les guerir*, in: ders., *La Fauconnerie* (erweiterte Ausgabe, Anm. 32), Brief 8: »Comme les oyseaux ont l’usage de raison«, S. 128-131; zit. S. 131.
- 34 Zu Falken als »intelligente »Low-Tech«-Waffe« vgl. Yannis Hadjinicolaou: *Macht wie die des Königs. Zur politischen Ikonographie der Falknerei*, in: *Hunting without Weapons. On the Pursuit of Images*, hg. von Maurice Saß, Berlin/Boston 2017, S. 87-106; hier S. 105.
- 35 Dies ist noch heute die Grundlage der Falkenabrichtung; vgl. etwa Nick Fox: *Understanding the Bird of Prey*, Surrey (CD) 1995, S. 193.

möglichte ein großes Maß an wechselseitigem Sinnverstehen.³⁶ Zwar war dem naturgeschichtlichen Diskurs der Frühen Neuzeit der Gedanke der Evolution von Arten noch fremd, und das moderne Konzept der Domestikation existierte ebenfalls noch nicht. Dennoch galten Hunde bereits als das häusliche bzw. dienende Tier par excellence: Die erste Ausgabe des »Dictionnaire de l'Académie française« verwies 1694 zur Klärung des Adjektivs »domestique« etwa zunächst auf Hausdiener, um dann fortzufahren: »[Das Wort] verwendet man auch in Bezug auf gezähmte Tiere, die in den Häusern bleiben. Der Hund ist ein Haustier (*animal domestique*).«³⁷ Dieses Nahverhältnis zum Menschen war den Hundekörpern also gleichsam eingeschrieben, und das Bewusstsein, dass bestimmte physische und charakterliche Eigenschaften durch gezielte Kreuzungen weiter gefördert werden konnten, war gerade im Jagdkontext Teil des Praxiswissens.³⁸ Im krassen Gegensatz zum artverwandten, aber räuberischen Wolf zeichneten sich Hunde in der Sicht Robert de Salnoves vor allem dadurch aus, dass sie von Natur aus zur »Freundschaft« zu ihrem »Wohltäter« disponiert seien.³⁹

Dieses vertraute Verhältnis bot optimale Grundlagen für die Einübung von wechselseitiger Kommunikation. Bei den Ausführungen

36 Am Beispiel der Mensch-Hund-Beziehung argumentierte Donna Haraway, dass Koevolution auch als eine wechselseitige »co-constitution« zu begreifen sei, d. h. sich auch die Gattung Mensch ohne den Einfluss von »*Canis lupus*« anders entwickelt hätte: Donna Haraway: *The Companion Species Manifesto. Dogs, People, and Significant Otherness*, Chicago 2003. Zur Kulturgeschichte der Mensch-Hund-Beziehungen siehe etwa Susan McHugh: *Dog*, London 2004; Aline Steinbrecher: *Auf den Hund gekommen. Zur Kultur- und Sozialgeschichte der Mensch-Hund-Beziehung, 1700-1850*, Habilitationsschrift, Zürich 2016; Edmund Russell: *Greyhound Nation. A Coevolutionary History of England, 1200-1900*, Cambridge 2018.

37 »Il se dit aussi des animaux privez qui demeurent dans les maisons. *Le chien est un animal domestique*.« Art. domestique, in: *Dictionnaire de l'Académie française*, Paris 1694 (Bd. 1).

38 Das in diesem Zusammenhang verwendete Rassenkonzept hatte jedoch wenig mit dem modernen Konzept von biologisch bzw. nach Phänotyp definierten Hunderassen zu tun, sondern bezeichnete eher für bestimmte Jagdaufgaben gehaltene und zwar genealogisch definierte, aber immer wieder durch Kreuzungen »veredelte« Hundekollektive. Vgl. Maïke Schmidt: *Stagmasters and the Making of Excellence. Canine Knowledge and Royal Mastery in Sixteenth-Century France*, in: *Animals and Courts. Europe, c. 1200-1800*, hg. von Mark Hengerer und Nadir Weber, Berlin/Boston 2020, S. 219-240.

39 »Et le seul avantage qu'a le chien sur le Loup, est le naturel & l'amitié qu'il a pour son bien-facteur; mais le Loup n'en a jamais, car quelque bien que vous luy fassiez, il ne vous paye que d'ingratitude [...].« Salnové: *Vénerie Royale* (Anm. 27), S. 244. Im »Dictionnaire« am Ende seines Traktats definierte Salnové den Wolf bemerkenswerterweise als »chien sauvage«.

zur Erziehung junger Hunde zu Spür- oder Laufhunden diskutierten die Jagdtraktate unterschiedliche Medien, mittels derer Hunde adressiert werden konnten. Neben haptischen oder taktilen (Streicheln und Schlagen) und optischen Signalen (Zeigen) nahmen für die Feinabstimmung auch akustische Zeichen eine wichtige Rolle ein: »Die Hunde verstehen nur über Zeichen und Handlungen, gefolgt von der Rede, die Ihr ihnen durch Gewöhnung beibringen müsst«, so übersetzte Salnove diese Beobachtungen in sein Modell der Hundeeziehung.⁴⁰ Eine gezielte Ansprache auch innerhalb von größeren Meuten ermöglichte individuelle Eigennamen, die gemäß Salnove jeder Hofjäger genau kennen musste.⁴¹ Bestimmte (verbale oder nonverbale) Lautsignale sollten es zudem erlauben, die Hunde respektive die Hundemeute je nach Jagdverlauf stärker zur Jagd anzutreiben (»zu erhitzen«) oder zurückzuhalten, auf die Fährte zu setzen oder in die Richtung zu lenken, wobei neben der menschlichen Stimme auch Jagdhörner als Medien fungierten. So heißt es in der »Vénerie royale«:

Man muss auch im folgenden Wortlaut sprechen: *Il va là chiens, Il valà, & s'en va là* [wörtlich etwa: »(Der Hirsch) geht dorthin, Hunde, dorthin, geht dorthin«, N.W.], und manchmal sagen *outré-vault chiens, outré-vault*, wenn sie auf dem Weg bleiben und die Jagd aufrechterhalten. Dazu muss man diejenigen [Hunde], die sich an der Spitze [der Meute] befinden, mit obgenannten Worten ansprechen. Der *gresle* [Ton mit dem Jagdhorn, N.W.] darf nur ertönen, wenn Ihr den Hirsch seht, wozu man auch mit lauter Stimme *Tayaut* sagen soll, womit jene, die der Jagd folgen, erkennen, was man nun macht, und das Vertrauen der Hunde herstellt und erhalten wird.⁴²

40 »Je diray donc que les chiens n'entendent que par signes & actions, suivis pourtant de la parole que vous leur faites comprendre par habitude [...].« Ebd., S. 43.

41 Ebd., S. 54.

42 »L'on doit aussi parler en ces termes: *Il va là chiens, Il valà, & s'en va là*, & quelquefois dire, *outré-vault chiens, outré-vault*, quand ils tiennent la voye, & la chasse, & parlant à ceux qui sont à la teste, les nommer en disant les termes cy-dessus; Le gresle ne se doit sonner que lors que vous voyez le Cerf, où l'on doit dire d'un ton haut *Tayaut*, ce qui fait connoistre à ceux qui suivent la chasse, ce que l'on y fait, & qui établit & maintient la croyance aux chiens, puisqu'il y a un reglement, & que dans la maniere que l'on sonne & parle à present aux chiens, il n'y en a aucuns, leurs termes tenans plustost du Basteleur que du Chasser [...].« Ebd., S. 146.



Abb. 1: Alexandre-François Desportes, Bonne, Nonne et Ponne, Öl auf Leinwand, um 1702 (Musée du Louvre, Inv. 3912, © RMN-Grand Palais / Musée du Louvre, Daniel Arnaudet). Die Vorstehhunde des Königs Ludwig XIV. zeigen mit ihrer Körperhaltung dem mit dem Schießgewehr herannahenden Jäger – dessen Perspektive in etwa jener des Betrachters des Gemäldes entspricht – die versteckten Rebhühner an, die sie auf Befehl hin gleich aufscheuchen werden.

Bemerkenswert ist hier unter anderem, dass die Befehle, die von den Piqueuren ausgesprochen werden sollten, Silbe für Silbe wiedergegeben wurden – ob es sich nun um verbale Aussagen handelte oder um nichtsprachliche wie etwa auch die Lautfolge »Ho loo, Ho loo, Ho loolooloo«, welche Spürhunde zum Aufnehmen der Fährte animieren sollte.⁴³ Salnove begründete die von ihm aufgeführten Lautfolgen primär mit dem alten Herkommen, das es zu beachten gelte. Man kann die Verschriftlichung der in der Mensch-Hund-Kommunikation verwendeten akustischen Signale aber auch als innovativen Versuch deuten, innerhalb der königlichen Jägerei eine standardisierte ›Sprache‹ zu etablieren. Diese sollte – so meine These – den geordneten Ablauf der

43 Ebd., S. 63.

Jagd unabhängig von individuellen Mensch-Tier-Beziehungen gewährleisten.

Die Etablierung verbindlicher ›Codes‹ war demnach eine Antwort auf das in den Traktaten verschiedentlich thematisierte Problem, dass Hunde aufgrund ihrer Gewöhnung an einen bestimmten Hundeführer, der sich ›falscher‹ Signale bediente, bei diesem zwar unter Umständen sehr gut, bei anderen Jägern aber nur schlecht folgten. Deshalb war es so wichtig, die »richtigen Begriffe der alten Jagdordnung« zu verwenden, wie auch der Hofjäger Jacques Espée, »vicomte de Sélin-court«, in seinem 1683 publizierten Traktat »Le parfait chasseur« betonte.⁴⁴ Parallel zu anderen Maßnahmen wie der Professionalisierung der Jagdadministration durch die Reduktion von Ehrenämtern, die Schaffung separierter Räumlichkeiten für die »venerie« und die Etablierung von Befehlsketten, die vom König über mehrere Zwischenstufen bis zu den »valets de chiens« und zuletzt zu den Hunden selbst reichten, kann dieses Bemühen um eine Standardisierung der interspezifischen Kommunikation in die Tendenz zur Etablierung einer formalen Organisation der Meutenjagd eingeordnet werden. Damit wurden sowohl die beteiligten Menschen wie auch die königlichen Hunde als Rollenträger mit definierten Aktionsspielräumen aufgefasst.

Neben den Spür- und Laufhunden, die bei der »chasse à courre« zum Einsatz kamen, lebten am Hof auch Vorstehhunde, deren Aufgabe es war, bei der Falken- oder Schussjagd Rebhühner, Fasane oder Hasen aufzuspüren und dem Jäger mit ihrer Körperhaltung, teils gar unter Einsatz der Vorderpfote, ›anzuzeigen‹. Auch hierfür bedurfte es eines speziellen Trainings sowie einer ausgeprägten Vertrauensbeziehung mit dem Jäger – in diesem Fall dem König selbst. Die Hündinnen Bonne, Nonne und Ponne, die vom Jagd- und Tiermaler Alexandre-François Desportes (1661-1743) in einem Gruppenporträt bei der Ausübung dieser Rolle verewigt wurden (Abb. 1), lebten mit dieser Begründung an einem ganz besonderen Ort, nämlich bloß zwei Türen vom Schlafgemach des Sonnenkönigs entfernt im »cabinet des chiens du roi« im Schloss Versailles.

Es ist zudem bezeugt, dass der König selbst diese Hunde täglich streichelte und sie von eigener Hand mit Keksen fütterte – gemäß aufmerksamen Beobachtern mit dem Zweck, »sich ihnen bekannt zu machen«.⁴⁵

44 »[...] vrays termes de l'ordre de la Chasse ancienne«. Jacques Espée de Sélin-court: *Le parfait chasseur, pour l'instruction des personnes de qualité ou autres qui aiment la Chasse, pour se rendre capables de cet Exercice [...]*, Paris 1683, S. 13.

45 So der Duc de Saint-Simon in seinen Memoiren; hier zit. nach Weber: Besti-

Diese Hunde begleiteten den König bei seinen morgendlichen Jagdproben in den Gärten von Versailles oder Marly, die sich im Gegensatz zu den großen »chasses à courre« und anderen Hofjagden in einem weitgehend intimen Rahmen abspielten. Mit seinen Kabinettschunden wahrte der dem Diskurs nach absolute König ein Stück weit seine Autonomie gegenüber der sich ausdifferenzierenden Organisation, die sich um die höfische Jagd gebildet hatte. Die Hunde wiederum wurden nicht nur zu Sinnbildern einer persönlichen, von keinen familienpolitischen Ambitionen getrübbten Ergebenheit und Treue zum König, sondern genossen alle Privilegien von königlichen »Favoritinnen«.

V. Falken und die Grenzen des Sozialen

Falken wurden zwar ebenso wie die Jagdhunde gelegentlich individuell porträtiert oder als statusanzeigende Attribute auf Fürstengemälden mitabgebildet. In der sozialen Praxis waren ihre Beziehungen zu den Souveränen und ihren Bediensteten aber weit weniger vertraut. Denn anders als bei den Hunden war in den Falkenkörper keine jahrhundertalte Geschichte der Koevolution und »Ko-Konstitution« mit Menschen eingeschrieben. Falken wurden in der Frühen Neuzeit nicht gezüchtet. Vielmehr wurden sie als junge Wildtiere in teils sehr weit entfernten Gegenden wie etwa den Küsten Islands von Falkenfängern gefangen. Anschließend gelangten die mit Hauben versehenen Greifvögel über den Handel oder als diplomatische Geschenke an die Höfe, wo sie schrittweise zur Jagd abgerichtet wurden. Alle am Hof eingesetzten Falken hatten also eine allmähliche Transformation vom Wildtier zum Jagdhelfer durchlaufen, der seine »Liebe zur Freiheit« aber doch nie ganz verlor.⁴⁶ Dazu kam, dass die Lebenserwartung von

arium (Anm. 7), S. 39. Zu den Kabinettschunden Ludwigs XIV. s. ausführlicher Milovanovic: *La princesse Palatine* (Anm. 21), S. 43-57.

46 »[...] l'amour de la liberté qui combat pendant quelque tems, cède enfin à la violence de l'appétit; dès qu'ils ont mangé sur le poing du chasseur, on peut les regarder *presque* comme assujettis.« (Meine Hervorhebung). Charles Georges Le Roy: Art. Vol, Chasse au vol, in: *Encyclopédie, ou dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers* [...], hg. von Denis Diderot und Jean-Baptiste le Rond d'Alambert, Bd. 17, Paris u.a. 1751-1780 (35 Bde.), S. 440f. Im Gegensatz zu dieser kritischen, vom naturalistischen Diskurs der Aufklärung geprägten Sicht betonten Autoren von Falknertraktaten, dass die Falken freiwillig bei ihren Haltern blieben und durch ihre Flügel weiterhin ähnliche Freiheiten genossen wie ihre wilden Artgenossen; vgl. d'Arcussia: *La Fauconnerie* (Anm. 30), S. 2. Auf die typischen Lebensverläufe von Falken gehe ich ausführlich in meiner kurz vor dem Abschluss stehenden Habilitati-

Jagdfalken unter den ungünstigen Haltungsbedingungen nur wenige Jahre betrug, weshalb sich die tierliche Zusammensetzung der fürstlichen Falknereien ständig veränderte. Als Angehörige von nicht-domestizierten Tierarten blieben die Beizvögel daher trotz ihrer privilegierten Stellung in gewisser Weise Fremde im höfischen Raum.

Wie gelang es unter solchen Umständen dennoch, einen »gemeinsamen Code« zur Etablierung eines Kooperationsverhältnisses herzustellen? Auf die Bedeutung des Frischfleisches wurde bereits hingewiesen: Es galt als essenziell, um zu erreichen, dass die Greifvögel ihre Gefangenschaft akzeptierten, erwünschtes Verhalten wiederholt zeigten und schließlich gar nach dem Freiflug wieder zu »ihren« Falknern zurückkehrten. Auf Schläge sollte verzichtet werden, jedoch wurde die Nahrungszufuhr rationiert, um die gefangenen Vögel in Abhängigkeit zu halten. Über diese basalen Grundlagen der Falkenabrichtung hinaus finden wir auch hier kommunikative Praktiken, die auf Beziehungs- und Kommunikationsfähigkeit der Vögel aufbauten. Dabei kam den Falknern zugute, dass auch Vögel grundsätzlich auf das Kommunikationsrepertoire des »Wirbeltierprogramms« ansprechen.⁴⁷ Falken pflegen zudem in ihren natürlichen Habitaten längerfristige Bindungen an einen Brutpartner, mit dem sie auch gemeinschaftlich jagen, und können diese Beziehungsmuster auf Menschen übertragen.⁴⁸ Anders als etwa die in den Traktaten als undressierbar geltenden Milane und eine Reihe anderer Raubvögel hatten Falken also grundsätzlich die »Neigung [...], uns zu dienen«, wie dies Charles d’Arcussia feststellte und als wundersame Einrichtung Gottes deutete.⁴⁹

Wie die Hunde trugen auch die Falken der königlichen Falknereien ihre individuellen Namen. Sie wurden zudem in der Regel vom gleichen Falkner betreut, zu dem sie schrittweise eine Art Vertrauensbeziehung aufbauen sollten. Erst wenn die gefangenen Greifvögel hin-

onsschrift ein: Nadir Weber: *Rulers and Raptors. Animals, Falconry, and the Making of Royalty in Early Modern Europe*, Universität Luzern 2022.

47 Vgl. Håkansson/Westander: *Communication* (Anm. 15), S. 163-186 und zu den Beziehungen zwischen Menschen und Vögeln in der Frühen Neuzeit nun Julia Breittruck: *Ein Flügelschlag in der Pariser Aufklärung. Zur Geschichte der Beziehungen zwischen Menschen und ihren Vögeln*, München 2021.

48 Dies geht bis hin zu Kopulationsversuchen, was in der modernen Falkenzucht zur Samengewinnung nutzbar gemacht wird; vgl. Helen Macdonald: *Falcon*, Glasgow 2015 (erste Aufl. London 2006), S. 134-139.

49 »Si bien qu’oultre la dexterité admirable que Dieu nous a donnee de nous en rendre maîtres, il semble que l’obeissance que si frnachement & si volontairement ils nous rendent, ne peut venir que de quelque secrette inclination qu’ils ont naturellement à nous servir.« d’Arcussia: *La Fauconnerie* (Anm. 30), S. 2.

länglich zahm (›locke‹) waren, konnte mit dem eigentlichen Training für die Jagd begonnen werden. Bei der Kommunikation spielten Rufsignale ebenfalls eine wichtige Rolle. Gemäß d’Arcussia sollten die Falken jeweils mit Rufen wie »yò, yò« oder »vallaus, vallaus« zurückgerufen werden.⁵⁰ War ein Rebhuhn in Sicht, das der Greifvogel anfliegen sollte, sollte der Falkner dagegen »cluze, cluze« rufen.⁵¹ Dass die genaue Lautfolge eher arbiträr respektive von kulturellen Pfadabhängigkeiten bestimmt war, zeigt ein Vergleich mit Falknereitaktaten in anderen europäischen Sprachen. Die von George Turberville in seinem »Booke of Faulconrie« (1575) vorgeschlagene Lautfolge für den Rückruf war »Loe, birde, lo, Hey lo, hey lo«,⁵² und einige Jahrzehnte später ließ William Shakespeare seinen Hamlet den Freund Horatio mit folgenden Lauten wie ein Falkner seinen Vogel zu sich rufen: »Hillo, ho, ho, boy! Come, bird, come.«⁵³ In einer deutschsprachigen Anweisung zur Falkendressur, die Mitte des 18. Jahrhunderts am Ansbacher Hof entstand und zur Ausbildung junger Hoffalkner diente, klingen die Rufe schließlich so: »hillo, hillo, hillo, hillo!«⁵⁴

Wie im Fall der Meutenjagd dürften solche Ratschläge bzw. Richtlinien darauf abgezielt haben, eine personenunabhängige ›Standardsprache‹ innerhalb der verschiedenen Falknereikorps zu etablieren. Bei allen Unterschieden zwischen den Sprachen zeigen sich aber auch gewisse Regelmäßigkeiten, welche die Rufe weniger zufällig erscheinen lassen. So bestanden die Falknerrufe jeweils in einer Wiederholung der Ruflaute, die – im Gegensatz zu den Hundebefehlen – vielfach auf geschlossenen Vokalen aufbauten. Zumindest bei einigen Rufen wie dem zitierten »cluze, cluze« (phonetisch »klyz, klyz‹) oder den »hillo«-Folgen lässt sich eine gewisse ›Familienähnlichkeit‹ zu den natürlichen Rufen von Falken erkennen, die in ornithologischen Fachbüchern mit »kiik-kiik-kiik« oder »kjak-kjak-kjak« wiedergegeben werden.⁵⁵ Ich würde die These wagen, dass sich hier in den jahrhundertalten Erfahrungen in der Interaktion mit Falken eine partielle

50 Vgl. ebd., S. 17.

51 Ebd., S. 20.

52 George Turberville: *The Booke of Falconrie or Hawking* [...], London 1611 (erste Aufl. 1575), S. 122.

53 In »Hamlet«, Akt 1, Szene 5, Zeile 118; hier zit. nach David Horobin: *Falconry in Literature. The Symbolism of Falconry in English Literature from Chaucer to Marvell*, Surrey 2004, S. 31.

54 Das Manuskript wurde erst im 20. Jahrhundert vom Jagdhistoriker Kurt Lindner ediert: Kurt Lindner: *Ein Ansbacher Beizbüchlein aus der Mitte des 18. Jahrhunderts*, Berlin 1967; zit. S. 133.

55 Vgl. z.B. Theodor Mebs/Daniel Schmidt: *Die Greifvögel Europas, Nordaf-*

Anpassung vonseiten der Menschen ergab, die vom auditiven System der Greifvögel besonders gut erfasst werden konnte.

Noch wichtiger als die akustischen Signale waren für die Kommunikation mit Falken aber optische Signale. Dies entspricht der Tatsache, dass der Sehapparat von Falken um ein Vielfaches besser ausgestattet ist als bei Menschen. Selbst wenn Falken außerhalb der Rufweite waren – was bei der Jagd ›im hohen Flug‹, die sich in mehreren Hundert Metern Höhe sowie über mehrere Kilometer in der Länge hinziehen konnte, schnell geschah –, konnten sie so adressiert werden. Zum Einsatz kam dabei das sogenannte Federspiel oder Luder (französisch ›leurre‹). Dabei handelte es sich um einen gefüllten, teilweise mit Federn oder Fellstücken versehenen Lederbeutel, der mithilfe einer Schnur im Kreis geschwungen werden konnte und damit einem sich bewegenden Beutetier ähnelte. Auch hier lässt sich also eine kulturelle Anpassung an den Wahrnehmungsapparat der Tiere feststellen.

Zunächst wurde das Federspiel dazu verwendet, um Falken ›einzufliegen‹, das heißt vor allem, ihre Rückkehr zum Falkner zu erproben, und sie dann schrittweise auf ihr Beizwild, das manchmal erheblich größer war als die Falken selbst, zu konditionieren. Die Kommunikation vollzog sich in längeren Sequenzen unterschiedlicher akustischer und optischer Zeichen, kombiniert mit der motivationssteigernden Atzung. So beschrieb Pierre Harmont, Falkner am Hof Ludwigs XIII., den idealtypischen Ablauf einer Abrichtung von Falken auf Enten und anderes Wasserwild wie folgt:

Nachdem das Obige getan wurde [d. h. nach den ersten Flugübungen, N. W.] muss man einen Tümpel, eine Wasserfläche oder einen Bach finden, und zur Zeit der Fütterung könnt Ihr sie anlocken (*leurrer*), wobei das Wasser zwischen Euch und ihnen ist und ein Knecht mit einem Stock auf das Wasser schlägt, einen Wasservogel in der Hand haltend. Ihr verdeckt nun das Federspiel und lässt sie drei oder vier Runden machen, wobei Ihr immer zu ihnen sprecht, und schließlich, wenn sie umkehren, lässt Ihr den Wasservogel in ihre Richtung werfen und schreit dabei *La, la, la, la*; dann lasst Ihr sie davon gut speisen, und fährt fort mit drei oder vier Atzungen in dieser Weise, denn man muss es gut finden zu fliegen [...].⁵⁶

rikas, Vorderasiens. Biologie, Kennzeichen, Bestände, 2. Aufl., Stuttgart 2014, S. 432 (zum Ruf des Gerfalken).

56 »Ayant fait ce que dessus faut [sic] trouver une mare, flache ou ruisseau, & à l'heure de paistre vous les pourrez leurrer, l'eau estant entre vous & eux, & qu'il y aye un garçon avec une baguette battant l'eau avec un oyseau de rivière

Je nach Trainingsstufe wurden als Ziel der Jagdflüge Beuteattrappen, totes oder handicapiertes Wild verwendet, bis schließlich mit dem Flug auf Freiwild begonnen werden konnte. Das Federspiel diente dann während der Beizjagd dazu, die »anwartenden« Falken in der Luft zu lenken, indem die Aufmerksamkeit in die Richtung des reitenden Falkners gelenkt wurde, und sie am Ende auf dessen Faust zurückzurufen (Abb. 2).

Wenn Montaigne in seinem oben erwähnten Essai beobachtete, dass auch in anderen Weltgegenden die Beizjagd praktiziert werde, jeweils »der Natur der dortigen Vögel angepasst«, dann dachte er dabei womöglich nicht nur an die Art der Jagdflüge im hohen und niederen Flug, sondern auch an die variablen Formen der mit ihnen praktizierten Kommunikation.⁵⁷

In die Falkenjagd waren neben den Falken aber in der Regel noch weitere Tiere als Jagdhelfer involviert, was das kommunikative Geschehen noch komplexer machte. Für die von Harmont beschriebene Beizjagd auf Wasservögel sowie bodennahes Klein- und Federwild wurden am französischen Hof daher eigene Jagdequipen mit Wind- und Vorstehhunden unterhalten, die »vols pour champ et rivière«. Wie bei der Schussjagd spürten diese Hunde zunächst die im Schilf oder in Büschen versteckten Tiere auf, während die Falken bereits in der Luft kreisten, und scheuchten sie dann im richtigen Moment hoch. War das Tier von den Falken zu Boden gebracht respektive immobilisiert, eilten die Hunde herbei, um es abzunehmen und zu den Jägern zu bringen. Um dieses Zusammenspiel zu ermöglichen, wurden die Greifvögel früh an die Präsenz von Hunden gewöhnt und lernten allmählich auch, auf Signale oder zumindest Verhaltensäußerungen der anderen Tiere adäquat zu reagieren. Bei anderen Formen der Beizjagd spielten auch Pferde oder Uhus, die zum Anlocken von Milanen gebraucht wurden, eine wichtige Rolle als Jagdhelfer. Eine Falkenjagd war deshalb ein komplexes, dynamisches kommunikatives Wechselspiel zwi-

à la main: comme vous leur aurez caché le lure, vous leur ferez faire trois ou quatre tours en parlant à eux, puis lors qu'ils seront bien tournez, leur faire jeter l'oyseau de rivière bien à propos en criant La, la, la, la; puis leur en faire bonne chere: & leur continuez deux ou trois curées en cette façon: puis il faut trouver à voler pour bon [...].« Pierre Harmont (dit. Mercure): Le Miroir de Fauconnerie où se verra l'instruction pour choisir, nourrir, & traicter, dresser, & vaire voler toute sorte d'Oyseaux [...], Paris 1634 (1. Aufl. 1620), S. 13. Diese Anweisungen wurden später im Werk eines Hoffalkners unter Ludwig XIV. fast wortgleich übernommen; vgl. C[laude] de Morais: Le véritable Fauconnier, Paris 1683, S. 59.

57 Vgl. Montaigne: Apologie (Anm. 3), S. 286.



Falconier mit dem Luier den
Falken einholend.

*Le fauconier rapelle le faucon
avec l'amorce.*

Abb. 2: Johann Elias Ridinger/Martin Elias Ridinger, Falconier mit dem Luier den Falcken einholend, Kupferstich, um 1760 (© Albertina, Wien). Der Falkner ruft den fliegenden Jagdfalcken mit dem geschwungenen Federspiel und begleitenden akustischen Signalen zurück. Der auf das Federspiel gerichtete Blick des Beizvogels deutet an, dass dieser die Absicht des Falkners versteht.

schen Angehörigen verschiedener Arten. Dass sich dieses Schauspiel größtenteils in einem Raum abspielte, der Menschen unzugänglich war, machte aus der Sicht der höfischen Beobachter:innen ihren besonderen Reiz aus.

Insgesamt lassen sich höfische Jagdgesellschaften damit als Interaktionssysteme beschreiben, welche die aktive Kopräsenz von Tieren nicht nur erlaubten, sondern voraussetzten. Wie alle Interaktionssysteme waren sie flüchtig und lösten sich nach dem sie konstituierenden Ereignis – dem Verfolgen und Töten von bestimmten Tieren – wieder auf. Zugleich waren sie jedoch an komplexe organisatorische Vorbedingungen und die ständige Arbeit von Spezialisten mit Tieren geknüpft, die das komplexe Zusammenspiel erst möglich machten. Die Jagdhelfer waren damit auch fester Bestandteil eines höfischen Interdependenzgeflechts, dessen kommunikative Codes die Artengrenzen teilweise überschritten.

Gerade das Beispiel der Falknerei zeigt jedoch auch, dass diese »humanimale Sozialität« jenseits der Bilddiskurse auch Raum für Missverständnisse und verschiedene Formen des Scheiterns bot. Trotz aller Vorkehrungen zieht sich die Problematik der entflohenen Beizvögel durch die Falknereitraktate wie auch durch andere höfische Quellen.⁵⁸ Dieses Phänomen verweist auf den – im Vergleich zu den domestizierten Hunden – doch hohen Freiheitsgrad der Falken. Manche der verlorenen Greifvögel konnten von den Falknern nach einer Weile wieder vom Baum gelockt oder von anderen Personen mittels ihres Rings identifiziert und in die fürstlichen Falknereien zurückgebracht werden, wofür jeweils Prämien ausgesetzt waren. Andere entflohen der sozialen Figuration des Hofes mit ihren Verlockungen und Zwängen dagegen für immer. Nicht nur in den Bedeutungszuschreibungen von Menschen, sondern auch im Eigensinn von Tieren manifestierten sich in der Frühen Neuzeit damit die »Grenzen des Sozialen«.

58 Vgl. z.B. d’Arcussia: *La Fauconnerie* (Anm. 30), S. 148f., S. 159-163; Lindner: *Ansbacher Beizbüchlein* (Anm. 54), S. 46f. und eingehender zur Thematik: Weber: *Rulers and Raptors* (Anm. 46), Kap. 3.4.